

Aus:

PETER WIDMER

Der Eigenname und seine Buchstaben

Psychoanalytische und andere Untersuchungen

November 2010, 292 Seiten, kart., 26,80 €, ISBN 978-3-8376-1620-0

Dem Eigennamen (Vorname und Familienname) kommt – wie dem Spiegelbild – eine strukturierende Funktion für das kulturelle Leben und die Konstitution der subjektiven Realität zu. Von den Sozial- und Sprachwissenschaften ebenso wie von Geschichte, Philosophie und Psychoanalyse bisher erstaunlicherweise stiefmütterlich behandelt, finden sich in der Belletristik und in psychoanalytischen Fallberichten interessante Zeugnisse, von welcher grundlegender Bedeutung der Eigenname und seine Buchstaben für jedes Subjekt sind. Peter Widmer macht dieses Material für die Psychoanalyse Freuds und Lacans fruchtbar.

Peter Widmer (Dr. phil.) ist Psychoanalytiker in freier Praxis in Zürich. Lehraufträge und Gastprofessuren an verschiedenen Universitäten (Kyoto, New York, Innsbruck, Zürich).

Weitere Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/ts1620/ts1620.php

Inhalt

Vorwort | 9

**Einführung: Merkmale und
Merkwürdigkeiten des Eigennamens** | 15

DER EIGENNAME IN MÄRCHEN, WISSENSCHAFTEN UND BELLETRISTIK

Rumpelstilzchen | 23

Das Kind beim Namen nennen | 26

Sozialwissenschaftliche Beobachtungen | 29

Magie der Eigennamen | 29

Die Einmaligkeit der Vornamen und die

Tendenz zu ihrer eigenen Wahl | 30

Die Bedeutung des Familiennamens | 33

Warum nennt man die Eltern nicht beim Vornamen? | 36

Todesanzeigen | 39

Ein Hitchcockfilm, in dem ein Eigenname eigentlich gar keinen

Träger hat: *North by Northwest/Der unsichtbare Dritte* | 40

Ein merkwürdiges Ergebnis aus der Sozialpsychologie:

Pelham, *the letter effect* | 42

Der Eigenname in der Geschichte | 45

Béatrice Fraenkels Untersuchungen über die Unterschrift | 45

Der Eigenname in der Bibel und

in den Sprachwissenschaften | 51

Der Eigenname in der Bibel | 51

Wandlungen von Eigennamen | 53

Der Eigenname in den Sprachwissenschaften | 55

Der Eigenname in der Philosophie | 59

Nomen appellativa und *nomen propria* | 59

Der Eigenname als Merkmal sprechender Wesen –
eine kursorische Lektüre | 60

Jacques Derridas Beschäftigung mit dem Eigennamen | 66

Das Unterschreiben | 66

Romeo und Julia: Der Eigenname als Aphorismus | 70

Der Eigenname als Seinsbestimmung | 72

Zeugnisse aus der Belletristik | 75

DER EIGENNAME IN DER PSYCHOANALYSE

Das Interesse für das Subjektive. Fallbeispiele | 87

Beispiele von Freud | 89

Signorelli | 90

Der eigene Name im Spiegel des anderen | 95

Die Giraffe des *Kleinen Hans* | 97

Ein Traum aus der *Traumdeutung* | 98

Die Wespe des *Wolfsmanns* | 99

Beispiele von Wilhelm Stekel und Karl Abraham | 100

Beispiele von Lacan und der Lacanschule | 101

Lacans Kommentar zu Freuds *Signorelli*-Beispiel | 101

Serge Leclaires Fall *Póor (d) j'e – li* | 106

Eine Falldarstellung von Philippe Julien | 109

Der Fall *Frédéric* von Françoise Dolto | 111

Eigenname und Epistemologie | 115

Vorbemerkung | 115

Eigenname und Körperbild | 116

Das Körperbild im Symbolischen | 124

Der Eigenname als Schrift | 124

Die Bedeutung der Initialen | 131

Die Bedeutung der beiden Namen,

des Vornamens und des Familiennamens | 134

Das Buchstäbliche im Eigennamen	137
Ein Beispiel aus einer Falldarstellung Freuds:	
Der <i>Wolfsmann</i>	137
Vorname und Geschlechtlichkeit	150
Der Eigenname und die Zeit	157
Das Tabu des Eigennamens	161
Eigenname und Genießen	163
Transformationen des Eigennamens	167
Das Sprechen in den Diskursformationen	171
Symptome und Eigennamen	177
Eigenname, Subjekt, Individuum, <i>einzigster Zug</i>	179
Lacans Beschäftigung mit dem Eigennamen	182
Kritik an herkömmlichen Theorien	182
<i>Scilicet</i>	184
Lacan über seinen Eigennamen	185

Wenn der Eigenname im

Sprachgebrauch verschwindet ... | 187

Vorbemerkung	187
Im eigenen Namen sprechen	188
Die Leere beim Sprechen im eigenen Namen und ihre Formalisierung	191
Das Sprechen im eigenen Namen und der <i>Name-des-Vaters</i>	193

Namenlosigkeit und Unerreichbarkeit

des Göttlichen | 197

Vorbemerkung	197
Derridas Arbeit über Gottes Eigennamen (Babel)	198
Das absolute Rätsel des Namens des Namens (<i>Außer dem Namen/Sauf le nom</i>)	199
Lacans <i>borromäischer Knoten</i>	201
Der unbekannte Gott	204
Vom <i>Namen-des-Vaters</i> zum <i>sinthome</i>	206
<i>Borromäischer Knoten</i> und Eigenname	209
<i>Signorelli</i> zum Dritten: Von <i>Sigm.</i> zum <i>Sigma</i>	215
Die Triebe und das Göttliche im Sprechen	217

**Klinische Strukturen, Übertragung und
die ethische Dimension des Eigennamens | 223**

Vorbemerkung | 223

Der Eigenname ist Übertragung | 224

René Majors Kommentar zu *Poord'jeli* | 228

Philippe Juliens Falldarstellung | 231

Eigene Falldarstellung:

Was in der Ovomaltine alles enthalten ist | 231

Neurosen, Phobien, Perversionen und

Psychosen in ihrem Bezug zum Eigennamen | 233

Der Eigenname in den Neurosen | 233

Der Eigenname in den Phobien | 237

Der Eigenname in den Perversionen | 241

Der Eigenname in den Psychosen | 245

Entstellungen, Initialen, Heteronyme, Anagramme | 251

Der Eigenname zwischen Seinsbestimmung

und Nichtigkeit. Ethik des Eigennamens | 254

Literatur | 259

Namenregister | 271

Begriffsregister | 281

Vorwort

Eigennamen sind etwas so Alltägliches und Selbstverständliches, dass ihnen in den einschlägigen Wissenschaften nicht die ihnen gebührende Beachtung geschenkt wird. Zu präzisieren ist, dass in der vorliegenden Arbeit nur die Eigennamen thematisiert werden, mit denen sich Menschen selber bezeichnen, also Vor- und Familiennamen. Daneben ließe sich ja auch nach den Eigennamen von Städten, Dörfern oder Landschaften fragen. Interessanterweise gibt es für diesen Bereich unendlich viele Untersuchungen. Woran mag das liegen? Trifft vielleicht die Hinwendung zum eigenen Namen auf einen Widerstand, der gerade mit der alltäglichen Selbstverständlichkeit zu tun hat, die nicht gerne hinterfragt wird? Oder liegt es daran, dass die Untersuchung des Eigennamens Türen aufmacht, die in unbekannte Räume führen, in denen einem im wörtlichen Sinn unheimlich werden könnte?

Eigennamen beschäftigen mich seit meiner Kindheit. Ich kann mich gut erinnern, dass ich mich fragte, warum dieser oder jener Spielkamerad oder Schulkollege so und nicht anders hieß; präziser noch: Ich versuchte, den Klang eines Eigennamens mit dem Aussehen seines Trägers in Beziehung zu bringen. Das gelang manchmal problemlos, in anderen Fällen fand ich aber, dass der Name nicht zu einem bestimmten Aussehen oder das Aussehen nicht zu einem Namen passte. Das änderte nichts daran, dass die Namen ein Faszinosum blieben, selbst von da an, als ich wusste, dass im Grunde genommen niemand etwas für seinen Namen konnte, weil ihn sich ja niemand selber ausgesucht hatte. Eine hartnäckige Überzeugung sagte mir dennoch, dass es eine enge Verbindung zwischen dem Sein eines Menschen, seinen Zügen, und seinem Namen gebe.

Ich erinnere noch deutlich, was in mir vorging, wenn jemand meinen Eigennamen nicht richtig verwendete, wenn etwa der erste Buchstabe

meines Vornamens in berndeutschen Versionen zu einem B wurde oder wenn der Klang des ersten Vokals dunkler wurde. Das warf mich auf eigenartige Weise auf mich selbst zurück, ließ mich fragen, wie ich aussehe, schlimmer noch: führte zur Vermutung, dass etwas nicht stimme mit mir. Dieser Eindruck ging so weit, dass er mein Gesichtsfeld beeinflusste, dass meine Welt eine bestimmte Färbung, einen bestimmten Geschmack erhielt, was mir gar nicht zusagte. Immerhin leitete ich davon ab, dass der Eigenname für seinen Träger nicht einfach Schall und Rauch ist, sondern für die Wahrnehmung von zentraler Bedeutung ist, vielleicht sogar ihr Zentrum *ist*.

Die Empfindlichkeit für den Eigennamen betraf sowohl den Vornamen als auch den Geschlechtsnamen. Vielleicht lag darin eine Kompensation für die Gewöhnlichkeit meiner Namen, die in den Regionen, in denen ich aufgewachsen bin, häufig vorkamen, auch dafür, dass ich nur mit einem Vornamen ausgestattet wurde, während viele andere zwei oder noch mehr hatten. Zu schaffen machte mir, wenn der Familienname nicht richtig ausgesprochen wurde, wenn etwa im Schweizerdeutschen der Buchstabe *d* in der Mitte einfach übergangen wurde. Ich kann nicht sagen, dass ich das deutlich als sexuelle Metaphorik aufgefasst habe, aber eine Ahnung davon war zumindest da.

Andererseits war ich selber keineswegs zimperlich, wenn es um die Verspottung von Eigennamen von anderen Kindern, männlichen und weiblichen, ging. Ich kann mir heute vorstellen, dass andere auch ihre Empfindlichkeiten hatten und ich achtlos in ihren Garten getreten war. Besonders schlimm war es diesbezüglich in der Zeit der Pubertät, vor allem in der Schule. Wurde ein Mitschüler aufgerufen, so zischte sein Name aus aller Munde, wurde dabei grob entstellt, so dass manch einer nicht mehr imstande war, auf eine Frage des Lehrers zu antworten. Auch auf dem Pausenplatz terrorisierten wir uns gegenseitig mit den Klängen der Eigennamen. Ich weiß heute noch nicht, ob solche Situationen üblich waren und noch sind oder ob ›mein‹ Jahrgang sich darin besonders übel hervortat.

Die Beschäftigung mit der Psychoanalyse führte dazu, dass sich dieses Interesse verstärkte, zum Glück auch differenzierte. Bald spürte ich mehr intuitiv als rational, dass nicht nur der Eigenname, sondern auch der Name des Analytikers nicht bedeutungslos ist. Als ich einmal als Anfänger in einer Supervisionsgruppe auf solche Zusammenhänge aufmerksam machen wollte, indem ich die Bauchschmerzen eines Patienten auf den Namen eines Analytiker-Kollegen bezog, in dessen

Namen der Bauch unüberhörbar war, erteilte mir die Supervisorin eine Abfuhr, indem sie mir zu verstehen gab, dass es in der Analyse und besonders in der Übertragung um Gefühle gehe, nicht um Spitzfindigkeiten und Zufälligkeiten. Ich behielt dann meinen Einwand, dass sich ja Gefühle um einen Eigennamen gruppieren könnten, für mich, da ich nicht auf eine Chance hoffen konnte, gehört zu werden.

Jahrelang blieb ich allein mit meiner Ansicht, dass der Eigenname in der Psychoanalyse ein wichtiges Thema ist. Erst die Lektüre von Serge Leclaires Buch *Der psychoanalytische Prozeß* stützte meine fragile Gewissheit, dass an dieser Vermutung etwas dran sein musste. Es sollte weitere Jahre dauern, bis sich mir durch die Lektüre von Lacans lange nicht zugänglichem *Seminar XII* neue Einsichten und Zusammenhänge eröffneten. Die fortgesetzte Beschäftigung, von der dieses Buch Zeugnis ablegt, führte jedoch nicht zu bündigen Erkenntnissen, sondern eher zu Differenzierungen, die es schwer machen, die Übersicht zu behalten, zumal ja nicht nur die Psychoanalyse etwas zur Bedeutung des Eigennamens zu sagen hat, sondern auch die Sprach- und Sozialwissenschaften, die Philosophie, Ethnologie und Geschichtsschreibung.

Warum dieses Buch?

Wenn ich gefragt werde, warum ich dieses Buch über den Eigennamen schreibe, werde ich damit auch nach seinen Zielsetzungen gefragt. Tatsächlich werde ich von einer Hypothese geleitet, die im Eigennamen den Kern des Psychischen sieht, der über die Zugehörigkeit zum Symbolischen hinausgeht und seine Wurzeln im Realen des Subjekts hat. Dieser Eigenname ist nun nicht bloß ein Eindruck, einem Stempel gleich, sondern eine gestaltende Macht, die die Wahrnehmung des Subjekts, seinen gesamten Bezug zur Welt und zu den anderen Menschen betrifft. Diese gestaltende Macht ist gerade nicht Ausdruck von etwas Fixem, Unveränderlichem – obwohl der Eigenname ja Zeit eines Lebens derselbe bleibt – sondern von etwas Rätselhaftem, das sich erst im Laufe der Erfahrungen, in der Konfrontation mit anderen Namen, als solches herausstellt. Eine der leitenden Fragen dieses Buches lässt sich so formulieren: Inwiefern ist der Eigenname als Agens, als Katalysator, als Vermittler an der Konstitution der Realität eines Subjekts beteiligt?

Diese Frage knüpft ersichtlich an meine vorhergehende Arbeit, die den Titel *Metamorphosen des Signifikanten* trägt, an. Darin spielen das

Körperbild und seine Transformationen eine bedeutsame Rolle für die Konstitution der subjektiven Realität. Waren damals noch mehr das Lacan'sche Spiegelstadium und seine Verwandlungen im Fokus, so wird hier ein weiterer Schritt vollzogen: Der Eigenname wird als Körperbild im Symbolischen aufgefasst; das Unsichtbare strukturiert das Sichtbare, vom Spiegelstadium an über die Anthropomorphisierungen der Welt bis zur Auffassung dessen, was als Realität gelten kann. Es wäre auch berechtigt, noch etwas weiter zurückzugehen: Eigentlich war schon in meiner Dissertation, welche die Bloch'sche und die Freud'sche Anthropologie verglich und den Untertitel: »S ist noch nicht P« hatte (Subjekt ist noch nicht Prädikat), die Thematik angelegt, denn S und P sind bedeutsame Buchstaben in meiner Biographie. Die entscheidende Voraussetzung zur Fragestellung in diesem Buch, nämlich die Einsicht in die Repräsentativität des Subjekts durch die Sprache, gelang mir damals allerdings noch nicht, dazu bedurfte es eines langen Weges.

Wie zu lesen sei

Das vorliegende Buch ist psychoanalytisch inspiriert, reicht jedoch über die genuin psychoanalytische Argumentation hinaus, indem es sozialwissenschaftliche, philosophische, sprachwissenschaftliche und literarische Dimensionen, angefangen mit einem Märchen, umfasst.

Wer sich vor allem für den psychoanalytischen Teil interessiert, kann die anderen Abschnitte ohne weiteres weglassen. Sie dienen der Einstimmung und der Schaffung einer Übersicht über die Auseinandersetzung einzelner Disziplinen mit ganz unterschiedlichen Aspekten und Phänomenen des Eigennamens. Vieles bleibt nur angedeutet und dient dazu, den Einstieg in das psychoanalytische Denken des Eigennamens vorzubereiten. Die lacanianische Psychoanalyse ist dabei wegleitend; denjenigen, die sich darin noch gar nicht auskennen, wird der Einstieg durch Beispiele aus den Überlegungen Freuds und seiner Nachfolger erleichtert. So wird die Signorelli-Episode, die am Anfang der *Psychopathologie des Alltagslebens* steht, ebenso ausgiebig kommentiert wie Leclaires Traumdarstellung, die sich um den Namen *Poord'jeli* dreht.

Die zentralen Teile sind diejenigen, die daran anschließen; darin wird versucht, den Eigennamen im weiten Feld der Psychoanalyse zu positionieren. Er wird als strukturierende Instanz nicht nur des Subjekts, sondern auf einer allgemeinen Ebene auch der Klinik und der

Theorie gedacht. Dabei zeigt sich ein Bruch, wenn gefragt wird, in welchem Namen das Subjekt spricht, wenn der Eigenname im Sprachgebrauch verschwindet, wenn sich das Subjekt in der ersten Person Singular vernehmbar macht. Dann wird das Denken über den Eigennamen hinaus notwendig; ein Denken, das an seine Grenzen kommt, wenn es über die Sprache und ihre innerweltlichen Bereiche hinaus vorstoßen will. Gleichwohl sind diese Grenzerfahrungen nicht ohne Belang für die Subjekte, strukturieren sie doch rückwirkend das Geschehen in den psychoanalytischen Kuren, in deren Herzen die Übertragung das versammelt, was den Eigennamen übersteigt. Dabei bleiben Fragen offen, die zu weiteren Diskussionen und anderen Beiträgen ermuntern sollen.

Dank

Viele haben bei der Entstehung dieses Buches mitgeholfen, ihnen allen möchte ich danken. Namentlich sind dies Adrienne van Wickevoort Crommelin, Hamburg, die es seit seinen frühesten Fassungen begleitet, dann mit großer Sorgfalt und Kompetenz lektoriert und zudem wichtige Anregungen eingebracht hat; meine Frau Elisabeth Widmer, die bei der Entstehung des Projekts mitbeteiligt war und mit ihrer kritischen und aufmunternden Lektüre der ersten Entwürfe viel dazu beigetragen hat, dass es überhaupt auf den Weg gebracht wurde; meine Seminargruppe im Rahmen des *Lacan Seminar Zürich*, die während zwei Semestern Fragen gestellt, Ideen und Kritik vorgeschlagen hat, die ebenfalls in dieses Buch miteingeflossen sind. Nicht zuletzt danke ich der Leitung und den Mitarbeitern des *transcript-Verlags*, mit denen die Zusammenarbeit erneut sehr erfreulich war.

Einführung: Merkmale und Merkwürdigkeiten des Eigennamens

Sobald man sich mit dem Wesen der Eigennamen näher beschäftigt, zeigen sich gegensätzliche Seiten: Intimität und Fremdheit, Unverfügbarkeit und Austauschbarkeit, Bedeutungslosigkeit und Inbegriff von Bedeutung, Gabe und Nahme, Flüchtigkeit und Dauerhaftigkeit geben ihm seine eigenartigen Konturen.

Seit es Eigennamen gibt, sind sie nach ihrem Wesen, ihrer Herkunft, ihren Merkmalen befragt worden. Innerhalb des Untersuchungsfeldes der Namen im Allgemeinen beanspruchen die Eigennamen einen besonderen Platz. Von vornherein ist es klar, dass in ihnen die Frage nach Wesen und Funktion sich anders stellt, als wenn es um die Benennung von Dingen außerhalb von Personen geht.

Eigennamen lassen sich, jedenfalls in unserer Kultur, in Vor- und Nachnamen aufteilen. Liest man Zeugnisse aus früheren Kulturen, etwa der griechischen oder der jüdischen, so fällt auf, dass die Menschen zu dieser Zeit nur einen Namen trugen. Sokrates war weder ein Vorname noch ein Geschlechtsname, sondern der Name dieses Mannes, der mit seiner Philosophie auf die Straße ging und die Leute in Gespräche verwickelte. Auch Abraham, Sara, Isaak, David, Saul, waren weder Vornamen noch Nachnamen, sondern Namen einzelner Menschen, die, um ihre Individualität zu bezeichnen – auch andere Menschen konnten ja diese Namen tragen –, auf ihre Abstammung hinwiesen. Erst im Mittelalter wurde es zur Gewohnheit, den Namen eines Menschen in Vornamen und Nachnamen aufzuteilen, wobei ein Einzelner mehrere Vornamen haben konnte, aber nur einen Nachnamen.

Was waren die Gründe für diese Aufteilung? Mehrere Faktoren mögen dabei eine Rolle gespielt haben, der bedeutsamste war wohl das

Aufkommen des Handwerkertums im Mittelalter. Die Berufsbezeichnung stellte die Vorstufe zum Nachnamen dar, löste den Hinweis auf die Abstammung ab. Diese Ablösung drückte auch ein anderes Seinsverständnis der Menschen aus, sie definierten sich nicht mehr von der Genealogie und damit von der Vergangenheit her, sondern von ihrer Tätigkeit und damit von der Gegenwart. Ein Schmied mochte von wem auch immer abstammen, dass er sich als Schmied bezeichnete, bereitete die Trennung in Nachnamen und Vornamen vor. Einen anderen Grund sehen viele Namensforscher in der zunehmenden Verstädterung und – damit im Zusammenhang – in der verwaltungstechnischen Notwendigkeit, Namen, die zur Kennzeichnung von Personen nicht genügten, weil ihn auch andere trugen, mit einem zweiten Namen zu ergänzen. Dieser zweite Name, der spätere Nachname, wurde entweder dem Namen oder der Lage des Wohnortes entnommen (z.B. Basler, Hamburger; zum Bach, am Berg), einer Eigenschaft eines Menschen (Groß, Klein, Reich) oder dem Vornamen eines Vorfahren, so dass viele Nachnamen wie Vornamen aussehen (Peter, Karl, Bruno usw.). Im Laufe der Zeit bildeten sich Kombinationen von Herkunftsmerkmalen, auch Lautverschiebungen heraus, so dass eine feste Zuordnung aus späterer Sicht oft nicht oder nur noch nach speziellen Untersuchungen möglich wurde.

Der Nachname wird auch als Geschlechtsname bezeichnet. Mit *Geschlecht* ist jedoch in diesem Kontext nicht die Zuordnung zu Weiblichkeit oder Männlichkeit gemeint, sondern diejenige zu einer Familie und deren Genealogie. Aufschlussreich ist, dass das Wort *Geschlecht* etymologisch auf *schlagen* verweist, damit auf (Stamm-)bäume und Holz. In Sprichwörtern sind diese Zusammenhänge enthalten: »Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm«, jemand ist »aus gutem Holz« usw.

Es stellt sich nun die Frage, in welcher Beziehung die Überlieferung der Familiennamen über Generationen hinweg zur Namensgebung ausgehend von Berufsbezeichnungen oder Wohnorten, die mit einer Betonung der Gegenwart einher gingen, standen. Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: Die Betonung der Gegenwart konnte nicht von Dauer sein; vom Moment an, wo jemand, der sich ausgehend von seiner Tätigkeit oder von seinem Wohnort (Schmied, Meier, Bäcker, Ambach usw.) bezeichnete, selber wieder Nachkommen hatte, übernahmen diese dieses Patronym; somit setzte sich die Tradition doch wieder fort. Der Unterschied zur vorherigen Praxis der Namensweitergabe bestand darin, dass Familiennamen nicht auf einen Stammvater

zurückgeführt wurden, sondern auf Berufsbezeichnungen, also nicht auf ein einzelnes Gründersubjekt oder Elternpaar, sondern auf eine Berufsbezeichnung, die für viele Subjekte zutraf. Es kam dazu, dass mit der freien Berufs- und Wohnortswahl der überlieferte Familienname dann von der überlieferten Berufs- und Wohnortsbezeichnung abgekoppelt wurde, wenn die Nachkommen sich dazu entschlossen, Beruf oder Wohnort zu wechseln. So kam es, dass das ursprüngliche Zusammengehen von Berufsbezeichnung und Familiennamen, von Wohnort und Familienname aufgelöst wurde, was sich daran zeigt, dass jemand Müller heißen kann, der als Kaufmann arbeitet, wie auch jemand, der Wieser heißt, in der Stadt wohnen kann.

Mit den Nachnamen ist ein Problem verknüpft, das auf der politischen Ebene in den letzten Jahren und Jahrzehnten viel zu reden und zu dekretieren gegeben hat und dessen Fäden weit in die persönlichen Schicksale der Betroffenen reichen: Gemeint ist die Frage, ob die Frauen ihren Namen mit der Verheiratung wechseln oder ob sie ihren Geburtsnamen, den sie vor der Heirat hatten, behalten sollten. Die ganze Problematik der sogenannten Geschlechtsidentität hängt daran, und dies ist der Grund, warum die Frage des Umgangs mit dem Nachnamen weit ins Psychische der Betroffenen eingreift. Ohne die Trennung in Vor- und Nachname stellte sich dieses Problem nicht, Maria wäre einfach Maria, Tochter des X., Elisabeth wäre einfach Elisabeth, Tochter des Y. Diese Problematik scheint nicht befriedigend gelöst werden zu können, wie sonst wäre es erklärbar, dass immer neue Varianten vorgebracht werden, die regelmäßig mit dem Urteil »Das ist es nicht«, nach neuen Lösungen rufen.

In andere Zusammenhänge führen Pseudonyme. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass sie selbstgewählten Namen entsprechen. Werden sowohl Vor- wie Geschlechtsnamen nicht selber bestimmt, sondern von anderen gegeben bzw. tradiert, können Subjekte sich einen Namen zulegen, den sie selber ausgesucht haben. Schriftsteller, Künstler machen oft davon Gebrauch und zeigen damit, dass die Ästhetik der Namen für sie – und sie gehen davon aus, dass das nicht nur für sie, sondern auch für die anderen Menschen gilt – besonders wichtig ist. Mit den Pseudonymen ist es zugleich möglich, als Träger eines sehr gewöhnlichen, oft vorkommenden Namens diesen durch etwas Einmaliges zu ersetzen. Wenn er dazu auch noch wohlklingt oder etwas bezeichnet, das mit Schätzen oder Tugenden zu tun hat, dann vergrößert sich zweifellos die Chance, beachtet zu werden.

Die Tatsache, dass es Leute gibt, die ein Pseudonym tragen, führt zur Frage, welche Folgen dies hat. Steht einem Gewinn an ästhetischen Qualitäten nicht auch ein Verlust gegenüber? Erleidet, wer sich mit einem Pseudonym identifiziert, nicht einen Verlust an Identität, der davon herrührt, dass jeder Mensch seinen Namen schon seit seiner Kindheit hört, ja vielleicht schon in der intrauterinen Zeit? Ist somit der Eigenname, zumindest der Vorname, nicht Kern der Identität, dessen Missachtung nicht ohne gravierende Folgen bleiben kann? Tatsächlich wird der Vorname auch Rufname genannt. Mag er sonst etwas bedeuten oder nicht, auf jeden Fall stellt er eine Verbindung zu einem Menschen her, der sich durch einen bestimmten Namen aufgerufen fühlt. Den Bedenken gegen die Verwendung von Pseudonymen kann entgegengehalten werden, dass es ja nicht darum geht, den ursprünglich empfangenen Eigennamen abzuschaffen, sondern ihn gegenüber der Öffentlichkeit – und auch das nur in bestimmten Zusammenhängen – zu verwenden. Die Kontroverse braucht und kann hier nicht entschieden werden; wahrscheinlich kommt es darauf an, in welchem Ausmaß jemand seinen ursprünglichen Namen hintanstellt und ob er ihn versteckt, verleugnet oder gar verwirft. Diese Diskussion hat im Kontext der virtuellen Identitäten, mit denen im Internet gespielt werden kann, an Aktualität gewonnen.

Von Pseudonymen ist der Spitzname zu unterscheiden. Dieser ist in der Regel nicht von seinem Träger selber gewählt, sondern wird dem Betroffenen zugeordnet. In diese Kategorie von Namen gehört auch der sogenannte *Biername*,¹ d.h. eine Art von Übername, der in studentischen Verbänden einem Mitglied zugesprochen wird, wobei diese Namensgebung sogar in einer Art von Taufe zelebriert wird. Ein Spitzname oder ein Zerevis zeichnet sich dadurch aus, dass eine von anderen erkannte Eigenschaft einer Person in den Namen eingeht, ein großgewachsener Mensch kann deshalb als Stange oder Bambus bezeichnet werden, ein klein gewachsener entsprechend als Zwerg, ein als intelligent bezeichneter als Kant oder Platon usw. Dadurch wird ein Spitzname oder ein Zerevis zu etwas besonders Intimem für seinen Träger, und man kann sich fragen, ob der Grad an Intimität dabei nicht höher sei als beim Eigennamen. Für diese Auffassung spricht, dass ein Merkmal einer Person, die schon halbwegs erwachsen ist, in den Namen einfließt, so dass dieser nicht einfach ein beliebiges Merkmal ist.

1 In der Schweiz werden Biernamen *Zerevis* genannt.

Aber es gibt ein Gegenargument dazu: Der Eigenname hat zwar etwas Arbiträres an sich (vor der Namensgebung gab es ja noch kein leibhaftiges Subjekt, dessen Eigenschaften man als Vorlage zu einem Namen hätte verwenden können), andererseits führt die Vorgängigkeit des Namens vor seiner Geburt nicht notwendigerweise zu einer bleibenden Äußerlichkeit des Namens für das Subjekt; im Gegenteil, es wächst damit auf, es hört ihn so früh, wie es überhaupt hören kann, er bildet einen Kern von Identität, lange bevor sein Träger merkt, dass der Name eigentlich etwas Beliebiges ist. Und, dieses Argument verstärkend, lässt sich mit Fug und Recht behaupten, dass ein Spitzname oder ein Zerevis, gerade weil es der Geburt eines Menschen nicht vorausgeht, ihn mit einer Eigenschaft fixiert, die vielleicht nicht ein Leben lang besteht, sondern vorübergehend ist. So hat das Zerevis eines brillanten Kunstturners (Reck, oder Schwung) etwas Lächerliches, wenn dieser drei, vier Jahrzehnte älter und beleibt geworden ist. Der Streit beider Auffassungen, ob nun der Eigenname oder ein Spitzname intimer ist, braucht aber gar nicht entschieden zu werden – einmal mehr sind wir auf eine Gegensätzlichkeit gestoßen, die wir im Folgenden wiederholt antreffen werden.

Der Eigenname hat jedenfalls etwas Intimes, und gerade die Wahl eines Pseudonyms zeugt davon – wäre der Name bloß eine Abfolge von Buchstaben, bräuchte man ihn ja nicht zu verdecken. Es gibt nicht wenige Leute, die es nicht zustande bringen, ihre Unterschrift zu geben, wenn man ihnen dabei zuschaut; auch kennt man das Erröten aus der Schulzeit, wenn es darum geht, sich gegenüber Lehrenden oder Kameraden mit seinem Namen einführen zu müssen. Dass der Name oft zum Anlass für Spott genommen wird, ist kein Zufall – ich verweise hier auf meine Erinnerungen im Vorwort.

Unsere Zeit zeichnet sich dadurch aus, dass die Vornamen sehr exotisch geworden sind, aus vielen Ländern und Kulturen kommen. Das hängt nicht nur mit der Immigration zusammen, sondern vielmehr mit einem Internationalismus, der mit ›Globalisierung‹ zu charakterisieren versucht wird. Namen aus Ländern, die sehr verschieden sind, breiten sich aus; sie stehen im Gegensatz zu der besonders in den USA verbreiteten Gewohnheit, die Namen nach Möglichkeit auf zwei oder drei Buchstaben abzukürzen (Al, Joe, Jeff, Liz, usw.). Man muss aber bedenken, dass der Vorname stets vom Anderen her kommt, so dass er für das betroffene Subjekt fremd wird, wenn es ihn mit anderen vergleicht. Die Neigung zu außergewöhnlichen Namen kommt zweifellos

von Eltern her, die im Kind nicht nur etwas Einzigartiges sehen, sondern dies auch mit einem entsprechenden Namen zum Ausdruck bringen wollen. Damit kommt so etwas wie ein Narzissmus des Namens ins Spiel, vermittelt über die Eltern und ihre Erwartungen, die sie an ein Kind haben.

Die Bedeutung eines Namens zeigt sich schließlich im Brauch der Taufe. Selbst in Kreisen, die sich nicht als zugehörig zu einer Religion verstehen, finden Tauffeiern statt. Der Sinn ist es, ein Kind in eine Gemeinschaft aufzunehmen; sein Eigenname, den ihm die Eltern gegeben haben, wird beglaubigt, wobei eine gesellschaftlich anerkannte Autorität notwendig ist, die das Kind beim Namen nennt. Nun kann man die Bedeutung der Taufe mit dem Hinweis, dass auch Tiere, ja sogar Schiffe getauft werden, in Frage stellen und verneinen, dass sie ein Zeichen der Einführung in die menschliche Gesellschaft ist. Tatsächlich ist es nicht der Akt der Taufe, der ihr ihre Bedeutung verleiht. Sie erhält diese erst, wenn man an die Funktion des Eigennamens denkt, der nicht einfach einem Stempel entspricht, den man in ein Dokument drückt, sondern der für ein Nicht-Festgelegt-Sein, eine Offenheit innerhalb der menschlichen Gesellschaft steht. Tiere mögen zwar auch einen Namen haben, seine Funktion bleibt ihnen aber weitgehend äußerlich. Ein Haustier, auch wenn es auf seinen Namen hört und darauf reagiert, fragt sich bestimmt nicht, warum es diesen und nicht jenen Namen erhalten hat, wer wohl seine Vorfahren gewesen sind, welches seine Zukunft ist; kurzum, es vermag sich nicht aus dem Eingebundensein in den jeweiligen Kontext herauszuheben, die Frage nach sich selbst zu stellen.

Mehr als die Sprachwissenschaften und die Philosophie hat die Psychoanalyse zur Erhellung der Bedeutung des Eigennamens beigetragen. Sie untersucht weniger seine logischen Funktionen, interessiert sich auch nicht für die Geschichte von Eigennamen und ihre Verbreitung, sondern fokussiert seine Bedeutung für die Subjekte. Nur scheinbar haben Eigennamen allein mit dem Bewussten zu tun; wie sich zeigen wird, sind sie mit dem Unbewussten auf mannigfaltige Weise eng verknüpft. Die Untersuchungen dazu führen zu einigen Überraschungen.